

## DER MENSCH IN LITERATUR, MUSIK UND KUNST

„PRÄGEND

was an Hervorgebrachtem wurde  
in die Wahrnehmung gedrängt,  
was in die Aufmerksamkeit gesetzt?  
was an Hervorbringungen wird  
in die Aufmerksamkeit gerückt,  
was in die Mitteilung geführt? [...]"

(aus: Susanne Seewald, *Quodlibet*. Schwaz 2011)

„Va pensiero, sull' ali dorate; / Va, di posa sui clivi sui colli“ – „Zieht Gedanken, auf goldenen Flügeln, / Zieht Gedanken, ihr dürft nicht verweilen“ –, so lauten die Verse aus jenem Chor aus Giuseppe Verdis Oper *Nabucco*, der weithin als „Gefangenenchor“ bekannt ist und dessen „Text“ als Ausgang einen biblischen Kontext aufweist, nämlich Psalm 137, einen gleichermaßen eindrücklichen wie aber, in seiner Vergeltungsabsicht, auch brutalen Text, der vielfach zitiert, bearbeitet, variiert und verfremdet wurde.

Die Erzählung über die Geschehnisse um den babylonischen König Nebukadnezar ist nicht gefällig; es ist eine Geschichte, die über den Krieg erzählt, über religiös-fundamentalistischen Fanatismus, über Intoleranz Andersdenkenden gegenüber, von Ängsten. Eine Geschichte, die sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart spielt und künstlerisch bezeugt, wie menschliche Erfahrungen und Entscheidungen auf den Prüfstand gebracht werden können; als einem Sinnbild für Sehnsucht, für vage Hoffnung, für eine Entflechtung aus scheinbar auswegloser Wirrnis.<sup>1</sup>

In Hinblick auf entsprechende Spuren einer „TheoArt“ mögen im Folgenden nun ein paar, eher lose aneinandergereihte, Gedanken folgen; unter den Stichworten „Der Mensch als Poet“ (1.), „Kunst als Parameter für Kommunikation“ (2), „Poesie als ein Fingerzeig für unsere Verantwortung vor der Zukunft“ (3).

### Der Mensch – ein „Poet“ ...

Nach biblischem Befund ist der Mensch Abbild des Schöpfer-Gottes (Gen 1,26), als fortan nun autonom existierendes Wesen selber ein von höchster Ebene autorisierter „Schaffender“. Er ist: „Poet“! Der Romantiker Friedrich Schlegel fasst den Autor in seiner eigentlichen Wortbedeutung als Urheber und lenkt die Aufmerksamkeit in Richtung einer Poiesis, einer schöpferischen Tätigkeit: Literatur könne beständig neue Vorstellungen produzieren, an denen sich unser Weltbild und alle Kultur aufbaut. Der Grieche Demokrit konnte so den Künstler einen „Macher, Verfertiger und Erfinder“ nennen.

Was Kunst sei, wirft Fragen auf, die immer wieder unterschiedlich beantwortet wurden. Für Beethoven ist Kunst „höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie, der Theologe Hans Küng meint „Spuren der Transzendenz“ zu vernehmen, und die Dichterin Gertrud

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu und im Folgenden Peter Tschuggnall, *TheoArt. Betrachtungen zu Literatur, Musik und Religion*. Anif/Salzburg 2004.

von le Fort fragt: „Wer aber wird in Zukunft den Dichter lieben, / Den Überlebenden aus längst verleuchteten Tagen?“

Der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg veröffentlichte seine Frankfurter Poetik-Vorlesungen ehemals unter dem Titel *Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und Unheilbare* (1981). Ulrich Peltzer wiederum stellt in seinen Frankfurter Vorlesungen von 2011, unter der Überschrift *Angefangen wird mittendrin*, zur Diskussion, Schreiben sei kein therapeutischer Akt, Schriftsteller und Künstler „lesen“ die Symptome der Welt selbst dann, „wenn sie sie nicht wissen wollen“<sup>2</sup>. Herbert Grönemeyer konterkariert in seinem Lied *Bleibt alles anders* gegenwärtigen (kultur-)politischen Stillstand und sieht die Problematik zunehmend langweilig-fader Angepasstheit in einen Wellengang, einen „unruhigen“ *Schiffsverkehr* münden.

### **Kunst also – ein Parameter für Kommunikation / oder: für abgebrochene, verweigerte Kommunikation?**

Einen entsprechenden Ausweis liefert der Tiroler Norbert Gstrein mit seiner Erstlingserzählung *Einer*. Der Dichter wählt als Ausgang das Verhältnis von Tradition und touristischer Gegenwart, von Generationenvertrag, Familienzusammengehörigkeit und der Entfremdung davon, von Gesellschaft, Kultur und Kirche, und er fragt, was wohl die Andern zu alledem sagen ...

„Er“ ist Jakob, und Jakob ist „Einer“.

„Jetzt kommen sie und holen Jakob“, beginnt Gstrein seine Erzählung.

„Erinnerungen“, schreibt Gstreins Ich-Erzähler, „Erinnerungen. Aber was erklären sie, wenn man nicht ein Träumer ist oder wie das Dorf, das im Nachhinein leichtfertig alles weiß? Hinter jedem Vorhang kann einer stehen und den Kopf schütteln oder sagen, es hat so kommen müssen.“

Es ist etwas passiert in jenem Dorf, aber was? Der Autor scheint es offen zu lassen. Jakob, Sohn einer Gastwirtsfamilie, wird in die Stadt geschickt, zur Schule, ist dort isoliert von den Andern und kommt nach kurzer Zeit wieder nach Hause. Er stellt keine Fragen, weil er den gleichbleibenden Jahresablauf in einem Dorf, das von einer „Wir-sind-Wir“-Mentalität sich treiben lässt, voraus bestimmt scheint und diesen täglichen Ablauf genau zu kennen glaubt. Jakob, als ausgestoßener „Einer“, ist mit zunehmendem Alter den Andern hinterher.

Zu Sprechen hatte er ... „nie gelernt“.

Das Kind noch wollte Priester werden, und der Jugendliche, mit unverrückbar festen Ideen von einem gelungenen Leben, wollte es immer noch. Später kann er nur mehr lachen darüber, es fällt ihm schwer zu glauben, er sei das gewesen. Er verliert den Sinn für die Wirklichkeit und gewinnt nichts dazu, und wenn andere über ihn reden, denkt er nur: Es gibt mich nicht. In der vermeintlichen Gewissheit seines Abstiegs und Verfalls sieht er keine Zukunft mehr für sich, er sucht beharrlich nach einer „Schuld“ und meint, „entweder brauchte er jemanden, auf den er sein ganzes Unglück schieben könnte, oder er sehnte sich danach, allein zu sein, damit niemand sähe, wie er langsam vor die Hunde ging“.<sup>3</sup>

Gstreins Erzählung markiert eine bedrückende Sprach- und Wortlosigkeit, verstanden als ein Hinweis, dass der Mensch gerade in den Künsten nicht bloß in seiner Größe im Mittelpunkt steht, sondern, in besonderem Maße, in seinem Elend.

<sup>2</sup> Ulrich Peltzer, *Angefangen wird mittendrin*. Frankfurt a.M. 2011, S. 9.

<sup>3</sup> Vgl. Peter Tschuggnall, Ein „Wellengeflitter“? Religion und Kirche in österreichischer Literatur (ein Aspekt aus der Kulturszene Tirol). In: *Studien zur Deutschkunde* 25. Warschau 2003, S. 297-306.

Für das Scheitern treten die Künste nicht erst mit Renaissance und v.a. beginnender Aufklärung in den Zeugenstand, wengleich nun verstärkt: „Ihr Mächtigen seht ungerührt / Auf eure Sklaven nieder; / Und weil euch Glück und Ansehn ziert, / Verkennt ihr eure Brüder“, lässt Mozart in dem Singspiel-Fragment *Zaide* von 1779/80 die Bariton-Gestalt des Allazim ungeschminkt sagen (singen), um dann erläuternd zu verkünden: „Nur der kennt Mitleid, Huld und Gnad, / Der, eh man ihn zum Rang erhoben, / Des wandelbaren Schicksals Proben / Im niedern Staub gesammelt hat.“

In einem anderen Kontext, von bedrückend-bedrängender Schwere, spürbar nicht zuletzt in der Lyrik von und nach der Shoah von Nelly Sachs und Paul Celan: Wenn das Wort „fehlt“, dann fehlt die Möglichkeit, Kritik zu üben, Unsagbares sagbar zu machen, es dem Schweigen zu entreißen, Erinnerung hervorzurufen.

Celans Gedicht *Corona* weiß davon zu sprechen:

Es ist Zeit,  
Dass man weiß!  
Es ist Zeit,  
dass der Stein sich zu blühen bequemt,  
dass der Unrast ein Herz schlägt.  
Es ist Zeit,  
dass es Zeit wird.  
Es ist Zeit!

Kunst ist – auch – notwendige, weil Not *wendende* Erinnerung!

Kunst ist nicht einfach eine „Zutat“. Kunst ist Anstrengung, notwendiger Ausdruck; im Mittelpunkt steht der Mensch – auch: als „Grund und Ziel allen Rechts“<sup>4</sup>.

Für das „Prinzip Universität“ forderte Plinio Prado an der Pariser Universität 8, in Saint-Denis, im Anklang an Roland Barthes, ein: „Die POESIE sollte zu den ‚MENSCHENRECHTEN‘ gehören.“<sup>5</sup>

Wie Johannes Paul II. in einem öffentlichen *Brief an die Künstler* bemerkte, nimmt, wer in sich den göttlichen Funken der künstlerischen Berufung spürt, zum Dichter, Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Architekten, Musiker, Schauspieler, gleichzeitig die Verpflichtung wahr, dieses Talent zu entfalten, um es in den Dienst der Menschen zu stellen. Der „Wert der Kunst als solcher“ bilde ihrer Natur nach eine Art „Anruf an das Mysterium“; in Künstlerinnen und Künstlern sei eine „Stimme der universalen Erlösungshaltung“ zu vernehmen.<sup>6</sup>

In der Sprache des Dichters Rainer Maria Rilke, der bekennt, „Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort; denn sie sprechen alles so deutlich aus“, sind Kunst-Werke „von einer unendlichen Einsamkeit und mit nichts so wenig erreichbar als mit Kritik“; nur Liebe könne sie erfassen und halten und könne gerecht gegen sie sein.

Davon zeigt sich der Schweizer Schriftsteller Max Frisch inspiriert, indem er einen früheren Kontext in unsere Zeit hinein fortschreibt. Der 1950 erschienene Text aus seinem literarischen *Tagebuch 1946-49*, den er nach biblischem Wortlaut *Du sollst dir kein Bildnis machen* nennt, beginnt wie folgt:

<sup>4</sup> Vgl. Karl Heinz Auer, *Das Menschenbild als rechtsethische Dimension der Jurisprudenz*. Wien 2005.

<sup>5</sup> Plinio Prado, *Das Prinzip Universität (als unbedingtes Recht auf Kritik)*. Zürich 2010, S. 40. Vgl. Konrad Paul Liessmann, *Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft*. Wien 2006.

<sup>6</sup> Johannes Paul II., *Brief an die Künstler*. In: Peter Tschuggnall (Hrsg.), *Religion – Literatur – Künste III*. Anif/Salzburg 2001, S. 11-28.

Es ist bemerkenswert, dass wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, am mindesten aussagen können, wie er sei. Wir lieben ihn einfach. Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, dass sie uns in der Schweben des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen. Wir wissen, dass jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und dass auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte. Vieles sieht er wie zum ersten Male. Die Liebe befreit es aus jeglichem Bildnis. Das ist das Erregende, das Abenteuerliche, das eigentlich Spannende, dass wir mit den Menschen, die wir lieben, nicht fertig werden: weil wir sie lieben; solange wir sie lieben.

Frisch setzt anhand eines biblischen Textes (für den Sprachphilosophen Vilem Flusser ist die Bibel *der „Grundtext des Westens“*) ein „Zeichen“; das Leben könne gefüllt werden mit Sinn und so dann doch gelingen: Nur die „*Liebe*“, so Max Frisch, ertrage den Menschen so, wie er ist, eben „wie das All, wie Gottes unerschöpfliche Geräumigkeit, schrankenlos, alles Möglichen voll, aller Geheimnisse voll, unfassbar ist der Mensch, den man liebt“.

### **Abschließend nun ...**

... hier, an diesem Ort, mit dem mannigfach bedeutenden Namen „Saal *New Orleans*“, sowie aktuell dieser besonderen Gelegenheit Rechnung tragend und Ehre bezeugend, gelangt das im 16. Jahrhundert als Volksbuch angefangene, von Christopher Marlowe dramatisierte und von Goethe dann endgültig in unsere Hirne eingesponnene *Faust*-Sujet in unsere Sinne.

Ja, wir schreiben das Jahr 2012, und Faust sitzt immer noch – oder: schon wieder – an seinem Schreibtisch.

Manchmal mag er es sich auch gemütlich machen – und lümmelt in seinem Innsbrucker Büro in der Pastorstraße oder in seiner hauseigenen Studierstube, von seiner Frau mit Getränken und allerlei asiatischen Kostbarkeiten an Speisen verwöhnt, genüsslich im Lehnstuhl. Wir denken uns diesen modernen Faust, der vielerlei studiert hat und weiterhin strebt und studiert ...

Faust „KHA“, nun jugendliche 60 Lenze zählend, denkt über seine bisherigen Tätigkeiten nach; es klingt angemessen und irgendwie höchst modern – und doch ... wie „irgendein Zitat“, wenn er sinniert:

Habe nun, ach! Philosophie,  
 Juristerei und Medizin,  
 Und leider auch Theologie!  
 Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.  
 Da steh ich nun, ich armer Tor!  
 Und bin so klug als wie zuvor;  
 Heiße Magister, heiße Doktor gar,  
 Und ziehe schon an die zehen Jahr  
 Herauf, herab und quer und krumm  
 Meine Schüler an der Nase herum –  
 Und sehe, dass wir nichts wissen können!  
 [...]  
 Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,  
 Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,

Die Menschen zu bessern und zu bekehren.

Als ein stetig forschender Geist, der weiß, wie wichtig auch das – nur scheinbar profane – Genießen für ein frisches Denken sei, und der deshalb wohl auch schon in Auerbachs Keller über Kunst, Juristerei und Religion diskutierte, erinnert sich unser Faust an das zur Weltliteratur zählende Weisheits-Buch Kohelet aus dem Alten Testament und das dortige Diktum über die Zeit und die Stunde, wonach alles eben seine Zeit habe; und er liest, in der poetischen Übertragung der *Neuen Zürcher Bibel*:

Für alles gibt es eine Stunde,  
 und Zeit gibt es für jedes Vorhaben  
 unter dem Himmel. [...]  
 Zeit zum Einreißen  
 und Zeit zum Aufbauen,  
 Zeit zum Weinen  
 und Zeit zum Lachen,  
 Zeit des Klagens  
 und Zeit des Tanzens, [...]  
 Zeit zum Schweigen  
 und Zeit zum Reden,  
 Zeit zum Lieben  
 und Zeit zum Hassen.

Alles hat eben seine Zeit, und in einem biblischen Sinne, und dies wohl nicht zuletzt, auch das Feiern ...

#### „DIE ZUKUNFT DES GLAUBENS

Die Zukunft ist nicht nur eine Verlängerung der Vergangenheit; etwas Neues kommt hinzu. [...] Die Zeit, in der wir leben, ist ein Interim, das viel länger dauert, als die Propheten und frühen Heiligen erwartet hatten. Vielleicht könnte ein Ereignis die Zukunft des Glaubens beleben. Die Naturwissenschaften könnten mit einer Überraschung aufwarten – mit einem Schlupfloch unten bei den Quarks, oder, wie in Harry Mulischs Roman *Die Entdeckung des Himmels* von 1996, mit einem Himmel hinter einem Pulsar. [...] Was sich ereignet, wird nicht leicht verständlich sein – es hat gut einhundert Jahre gedauert, bis die Evangelien geschrieben waren –, doch die Sehnsucht, das Beharren darauf, dass es, um noch einmal William James zu zitieren, „ein Mehr“ gibt, wird bestehen bleiben. Unsere Konzepte von Kunst, Moral und Lebenszweck sind so sehr mit dem Übernatürlichen verwoben, dass die Vorstellung, ganz darauf zu verzichten, schwerfällt.“

(aus: John Updike, *Fällige Betrachtungen. Essays*. Reinbek b. Hamburg 2010)